

PIERRE RAMUS
Klosternburg - Kierling
bei Wien, Oesterreich

DER EIGENE



EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR
HERAUSGEBER A DOLF BRAND
12. JAHRG. HEFT. 1 HEFT. JAHRG. 12

DER EIGENE

Ein Blatt für männliche Kultur

Herausgeber

ADOLF BRAND

DER EIGENE
kämpft in Wort und
Bild für die Wiedergeburt
der Freundesliebe, für einen Kul-
tus der Jünglingsschönheit und für
den Frühling einer dritten Renais-
sance — gegen Spießbürgertum
und Heuchelei und gegen
jede Unterdrückung
der Persönlichkeit



DER EIGENE
ist das führende und älteste Blatt
seiner Art
Er ist die Zeitschrift der
GEMEINSCHAFT DER EIGENEN

VERLAG DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

Briefe und Dokumente angesehener Zeitgenossen

die als Homoeroten mitten in unseren Reihen standen

Die große Heuchelei der bürgerlichen Gesellschaft der sogenannten homosexuellen Frage gegenüber wird dadurch am besten und wirkungsvollsten entlarvt, daß wir endlich damit anfangen, Namen hochangesehener Männer zu nennen, die in unserer Bewegung eine Rolle spielten, und durch facsimilierte Briefe und Dokumente den Beweis anzutreten, daß Männer aus höchsten und allerhöchsten Kreisen, sowie führende Persönlichkeiten aller Parteien unsere Bestrebungen durch ihre Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Eigenen unterstützt.

DER EIGENE hat am 10. Dezember 1920 bereits ein Porträt von **Dr. Carl Bolle** veröffentlicht, das mir damals Herr Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld zu diesem Zwecke zur Verfügung stellte. Und ich konnte aus meiner Manuskriptsammlung gleichzeitig ein Freundschaftsgedicht des alten Herrn in dieser Nummer abdrucken, das während des Feldzuges 1866 entstanden war, und das in vornehmster Weise Zeugnis ablegt von der großen Liebe und Leidenschaft, die ihn mit einem der damals Gefallenen verband.

Heute bin ich in der Lage, das Facsimile eines Briefes zu veröffentlichen, den Dr. Carl Bolle am 16. Juni 1904 an mich schrieb, als ich wegen angeblicher Verbreitung unzüchtiger Bilder und Schriften, begangen durch Veröffentlichungen im EIGENEN, die die Freundesliebe verherrlicht haben, zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt worden war.

Der Wortlaut des Briefes ist folgender:

Werter Eigener!

Ihr Brief erfüllt mich mit aufrichtiger Betrübnis. In welch harter Welt sind wir doch zu leben verurteilt! Und wie schwer müssen Sie für Ihre menschenfreundlichen Bestrebungen büßen!

Wer still bei Seite steht, kann sich kaum einen Begriff von einem solchen Zustande der Dinge machen. Als ob wir Sterbliche nicht schon genug der Leiden hätten, ohne uns untereinander zu zerfleischen? Und das nennt man Civilisation!

Ich hatte eigentlich schon auf Ihren Besuch draußen gewartet und wunderte mich, längere Zeit nichts von Ihnen zu hören. Was ich nun vernahm, ist leider nichts Gutes.

Mir selbst ist es auch inzwischen nicht stets nach Wunsch gegangen. Die Ruhe und Stille von Scharfenberg wurde allzuoft durch nicht immer willkommenen Besuch, sogar Massenbesuch, gestört; auch hat meine Gesundheit etwas gelitten und ich laboriere noch heute an einem etwas lahmen Bein.

Die nächste Woche hindurch denke ich auf der Insel zu sein. Wenn Sie mich mit Ihrem Freunde besuchen, werden Sie im Grünen und in der einfachen Häuslichkeit willkommen sein. Inmitten einer bescheidenen, doch nicht reizlosen Natur schöpfen Sie dann noch einmal frische Luft, bevor . . . Die Feder sträubt sich, das Bevorstehende auszusprechen.

Die Kirschenernte ist leider wider Erwarten gänzlich mißraten. Doch für Sie werden sich immer noch genug zum Essen vorfinden. Auf den nächsten EIGENEN bin ich begierig.

Es grüßt Sie bestens Ihr

C. Bolle

Der Brief ist ein Beweis dafür, wie sehr der alte Herr an meinem Kampfe regen Anteil nahm, und wie dankbar er mir für meine Arbeit war. Auch ist ohne weiteres klar zu erkennen, daß er kein Spießbürger gewesen ist, und daß das Urteil des Gerichts ihn verdammt wenig kümmerte und ganz und gar nicht dazu beitrug, seine Meinung über mich zu ändern und mich irgendwie in seiner Achtung herabzusetzen. Er gehörte bereits zu der kleinen Schar aufgeklärter und verständiger Menschen, für die ein solches Gerichtsurteil nur ein Beweis dafür ist, daß auch Richter sehr irren können, und daß die deutsche Justiz, anstatt die Führung in allen Fragen des kulturellen Fortschritts zu übernehmen und anstatt im Sinne einer höheren Sittlichkeit bahnbrechend zu wirken, immer noch unter dem Einfluß der Mucker und Pfaffen handelt.

Dr. Carl Bolle war in den Alt-Berliner Kreisen eine sehr bekannte Persönlichkeit. Er war der Freund Alexander von Humboldts und hatte sich auf seiner Insel Scharfenberg im Tegeler See ein Tusculum geschaffen, wo er von allen Fesseln der Gesellschaft frei sein konnte. Seine dortigen botanischen Anlagen waren eine große Sehenswürdigkeit und wurden von Gelehrten ersten Ranges aufgesucht, weil es ihm gelungen war, seltene Bäume und Sträucher der Tropen dort vollständig im Freien zu kultivieren. Die schöne Insel war auch ein stiller und immer gastfreier Zufluchtsort für seine vielen Freunde und Verlehrer, und ich bin dort selber oft sein Gast gewesen. Er war ein liebenswürdiger alter Herr mit seinen 84 Jahren, als ich ihn kennen lernte, voll von sprühendem Humor, und er hat mir oft bei einer Flasche Lesboswein mit immer zündender Pointe allerlei Schnurren und Schwänke und Liebesabenteuer aus seinem gemütlichen alten Berlin erzählt. Trotz seines hohen Alters war seine Freude an männlicher Schönheit immer noch sehr groß. Und seine Abneigung gegen die Versittelung, Verweiberung und Verpfaffung unserer Zeit machte sich in manchem launigen Einfall Luft, mit dem er der staatlich patentierten Moral lächend ein Schnippchen schlug.

So erzählte er mir einmal, daß er wieder einmal hohen Besuch gehabt hätte auf Scharfenberg. Eine der Damen hätte mit ihrer Lorgnette fortwährend ganz entrüstet die gegenüberliegenden Ufer

der Liebesinsel nach Nuditäten abgesucht, weil dort alle Ruderer, Segeler und Wandervögel die Gelegenheit wahrnahmen, im Adamskostüm in der Sonne zu lagern, oder in den Fluten des Tegeler Sees fröhlich sich auszutoben. — Als die Dame in heller Empörung über diese Dinge von ihm verlangte, daß er dieses lasterhafte Tun und Treiben doch verbieten sollte, da habe er ihr nur erwideret: „Ja, meine Gnädigste, warum gucken Sie denn fortwährend dort hinüber? Sie haben ja das gar nicht nötig!“ — Und als der Gemeindevorsteher von Tegel ihm eines Tages schriftlich mitteilte, daß die Kaiserin sogar bei einer Fahrt um die Liebesinsel an dem nackten Baden Anstoß genommen habe, und daß er deswegen nicht nur das nackte Baden, sondern das Baden überhaupt verbieten solle, was durch Anbringen diesbezüglicher Schilder an den Ufern der Liebesinsel zu geschehen habe — da antwortete Dr. Bolle, daß er nicht nur das Baden, sondern ganz besonders das nackte Baden für gesundheitsdienlich halte, und daß er für das Anbringen der gewünschten Schilder auf seinem Grund und Boden **nicht** die Erlaubnis gebe. —

Solch männlichen Mut hat man sonst in bürgerlichen Kreisen zur Zeit Wilhelms des Letzten mit der Laterne suchen können. Und was er als Dendrologe und Parkdeputierter der Stadt Berlin Bedeutendes und Wichtiges geleistet hat, das wird ja bei den Fachgelehrten und den Amtsgenossen noch in heller Erinnerung sein.

Ihm habe ich es zu verdanken, daß mein Gedicht „Kahnfahrt“, das eine ausgesprochene homoerotische Liebesepisode schildert, auf seine Veranlassung hin in der „Brandenburgia“ erschien.

Ich empfehle allen Freunden unserer Sache, wenn sie mal nach Tegel kommen, sich dort nicht nur den Schloßpark der Familie Humboldt anzusehen, sondern bei dieser Gelegenheit auch einen Ausflug nach der Insel Scharfenberg zu machen, wo sich heute eine Waldschule des Humboldt-Gymnasiums befindet, um dort an erinnerungsreicher Stätte das Andenken des aufrechten Mannes zu ehren, der auf seiner schönen stillen Insel nicht nur als ein ausgezeichneter Gelehrter wirkte, sondern der auch ein vornehmer Mensch und ebenso immer ein edler und vorbildlich treuer Freund gewesen ist.

Der zweite facsimilierte Brief stammt aus der Feder des **Fürsten Czartoryski**, der seiner Zeit Mitglied des Reichstags war und den die ganze Presse bei seinem Tode als den reichsten Mann Europas bezeichnet hat. Er hat damals männliche Aktstudien bei mir bestellt, weil er ebenfalls an männlicher Kraft und Schönheit seine Freude hatte, und weil er im Reichstage einer der zahlreichen Homoeroten war, die alle Ursache hätten, als Parlamentarier mutig für unsere Bestrebungen einzutreten.

ADOLF BRAND

Leipzig, 16. 6. 04.

Wiederholung,

Die Eisfarben sind mir nicht aufgefallen im Leinwand
und ich habe sie nicht bemerkt. Ich kann mich nicht erinnern

ob ich sie in einem anderen Bild gesehen habe, aber ich kann mich nicht mehr daran erinnern.

Ich fand sie gestern auf einer Ausstellung von Kunstwerken
zuerst in einem Bild mit einer Gruppe von Menschen.

Es war ein Bild von einer Gruppe von Menschen.

Es war ein Bild von Menschen, die sich auf einer Bank

oder einer Gruppe von Menschen, die sich auf einer Bank

oder einer Gruppe von Menschen, die sich auf einer Bank

oder einer Gruppe von Menschen, die sich auf einer Bank

oder einer Gruppe von Menschen, die sich auf einer Bank

oder einer Gruppe von Menschen, die sich auf einer Bank

der C. Bothe

Tiefroschen
Prov. posen.

15. IV. 03.

20. 4. 1903.

etc.
=

zu - woh geboren

Er wurde in hiermit genannt
um eine gefällige Sendung
einer größeren Anzahl Akt-
Plastiken aus dem Atelier
Böhme und andere - zur
Auswahl nur Auswahl

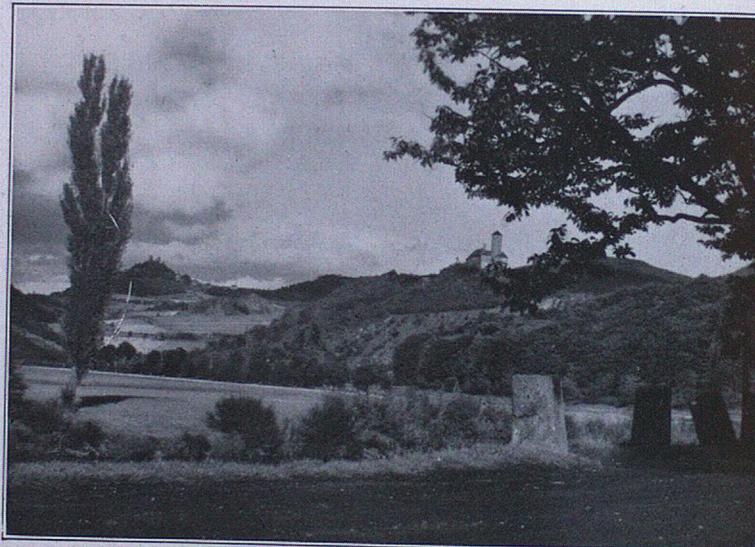
Achtungswert

Fürst Czartoryski

Reichstag abgedruckt

*Jugensburg Ludwigstein
Ein Werk der jungen Generation
Von Heinrich Beck*

Auf einer Halbinsel im Werratal liegt der Ludwigstein. Umsäumt von Bergen, die mit Laubwald und Obstbäumen bedeckt sind, steht die Jugendburg auf einem nicht allzu hohen aber ziemlich steilen Berg.

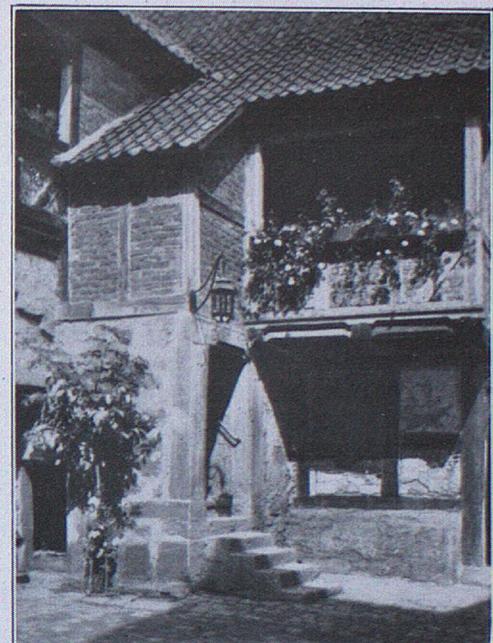


Es ist ein eigenartiger Anblick, wenn man das Werratal von Witzenhausen herauftaucht und sieht den röhrenförmigen Turm mit seiner kurzen, runden Spitze aus den Bäumen ragen. Freudlich und einladend schaut die Burg ins Tal weithin sichtbar herab. So ist denn auch die Burg das Ziel aller Wanderer, die einmal das Bedürfnis verspüren, von der Umwelt befreit, auf einige Zeit ein anderes Leben in einer anderen Welt zu führen.

Der Ludwigstein ist eine andere Welt. Nicht nur deshalb, weil er landschaftlich seine besonderen Reize hat, nein — auf dem Ludwigstein trifft man andere Menschen und anderen Geist. Jeder neue Gast ist neuer Kamerad. Man ist hier nicht Gast. Man kommt nicht, um sich „die Sache“ anzusehen, sondern man kommt in dem Bewußtsein, hier der Jugendbewegung zu dienen und an ihrem großen Werk mitarbeiten zu können. Tausende und Aber-

tausende sind in den vergangenen Jahren durch das Burgtor ein- und ausgezogen und keiner war unter ihnen, der nicht geholfen hat, die zerfallenen Räume des alten Burgturms auszubauen, oder die Kanalisation anzulegen, oder an den Aufstiegs wegen mitzuarbeiten. Daher ist viel geleistet worden und schon jetzt ist die Burg ein schmuckes, ideales Kleinod der deutschen Jugendbewegung geworden. Es werden noch ein paar Jahre vergehen, dann wird die Burg völlig ausgebaut sein. Äußerlich unverändert, zeigt sie eine eintönige Steinwand, die ab und zu durch ein vergittertes Fenster unterbrochen wird. Auf dem Burghof aber wird sie die fröhliche Ein töni gkeit aussterben lassen. Fenster an Fenster mit bunten Gardinen, Türen und Treppen im Innern des Hofes werden das Haus lebendig gestalten. Bis jetzt zeigt es Tagesräume, Jungen- und Mädchen schlafräume, eine große Küche, einen Waschraum, einen Büro- und einen Verkaufsraum, in dem alle einschlägigen Bücher, sowie Kunstsachen in Schmuck oder Einrichtungs- und Ziergegenstände erhältlich sind. Nach dem Ausbau der Burg wird der Festsaal eine eingebaute Orgel aufweisen und einen Bade- und Brauseraum, den alle Neulinge vor ihrer Einquartierung aufsuchen müssen. Das ist das andere Leben, das ich eingangs erwähnte. Ein Leben in Freud und Fröhlichkeit, aber nicht zum Schaden eines anderen, sondern mit ihm und für ihn. Und das ist ein anderer, ein neuer Geist. Jeder ist jedem Kamerad.

Diese Kameradschaft ist gleichbedeutend mit der edelsten Freundschaft, denn es ist weitaus schöner, für alle zu leben, als nur für einen einzigen, den man seinen Freund nennt. Gewiß ist es etwas großes, mit jemandem verbunden zu sein, es ist aber ein höheres und schöneres Lebensziel, für alle zu leben. Das ist derselbe Gedanke, den schon einmal Georg Herwegh ausgedrückt hat in dem Worte: „Erst sei das Herz in deinem Busen stille, wenns in der Brust der Menschheit schlagen soll“. Daß diese Freundschaft,

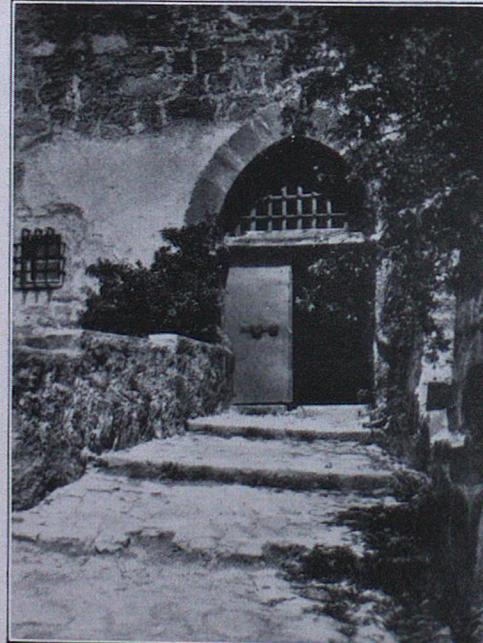


die Liebe zu allen, nicht gleichbedeutend ist mit Sexualität, versteht sich von selbst. Die Liebe die in sexueller Zuneigung wurzelt, kann wohl zwei Menschen glücklich machen, aber sie trägt niemals dazu bei, das Kameradschaftsbewußtsein gegenüber der Allgemeinheit zu fördern. Kameradschaft ist etwas schöneres als Liebe. Wie leicht kann ein Freund verloren gehen, den man lieb gehabt hat. Niemals aber kann ein Ideal verloren gehen, wenn man selbst ihm treu bleibt. Hier möchte ich die Worte von Anatol Habicht anführen: „Wir stehen zusammen im brandenden Meer, ist das nicht mehr wert als Liebe?“ Und wenn ich vorstehende Sätze ganz kurz zusammenfassen will, so sei der Sinn: „Mensch sein, heißt Kämpfer sein!“ Das ist auch der Leitgedanke der deutschen Jugendbewegung.

Man muß Kämpfer sein. Kämpfer für eine neue Zeit. Damit beweist die Jugendbewegung, daß die junge Generation eine neue Generation ist, die nichts gemein hat mit Bureaucratie und Kadavergehorsam, sondern sich aufbaut im Geist der Meißnerformel: „Wir wollen unser Leben bei innerer Wahrhaftigkeit vor eigener Verantwortung gestalten.“ 1913 als dieser Schwur zum ersten Mal beim Feuer der neuen deutschen Jugend auf dem Hohen Meißner geleistet wurde, war es ein Wagnis, dies zu tun in einer Zeit, in der in Deutschland strammste Monarchie herrschte und das Volk mit allerlei Klämmen vom eigenen Denken zurückgehalten wurde.

Die Entstehung der Jugendkundgebung auf dem Hohen Meißner ist auf den Willen zur Schaffung eines neuen Vaterlandes zurückzuführen, der gerade in den damaligen Augusttagen besonders stark in Erscheinung trat, weil in Leipzig unter großem Gebrüll u. Tamtam das kitschige Völkerschlachtdenkmal zur Erinnerung an das große Massenmorden eingeweiht wurde. Damals war die denkende Jugend eins. Es gab nur einen Feind, das war die jeden eigenen Geist knebelnde kaiserliche Monarchie.

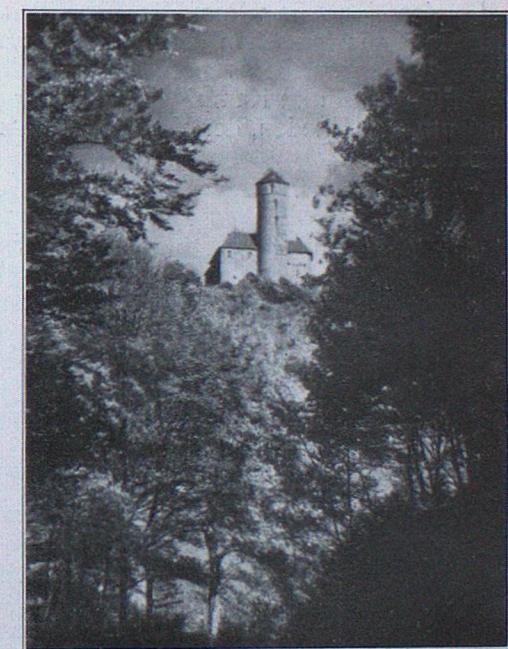
Heute ist Deutschland Republik und der größte



Wunsch der deutschen Jugendbewegung, der auch in der Meißnerformel zum Ausdruck kommt, ist Wirklichkeit geworden: die freie Meinungsäußerung. Aber wo sind all die jungen Menschen, die bereit waren, an der Eroberung der Menschheit mitzuhelpen? Bis auf einen nicht sehr großen Teil haben sie sich von den Parteien einfangen lassen, in denen sie jetzt Jugendführerposten innehaben und bestrebt sind, die neue Jugend für politische Dogmen einzufangen. Die politische Betätigung der deutschen Jugend ist zu begrüßen, aber nur, wenn sie dem Gefühl des einzelnen entsprungen ist, indem er sich seiner Verantwortung als republikanischer Staatsbürger bewußt wird und von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß die Mitarbeit aller im Volksstaat erforderlich ist.

Ein Fortleben des alten Untertanengeistes ist es aber, wenn man die Jugend zum Nachwuchs der Alten stempeln will. Jugend heißt eben mehr als Jungsein. Die Jugend hat neue Gedanken, neue Ideale und deshalb ist es grundverkehrt, ihr auch nur in irgendeiner Form das altüberlieferte beibringen zu wollen. Aus diesem Grunde muß ich auch die so oft gelobte „Jugendwohlfahrt“ ablehnen, denn sie wil doch nur die Jugend zu einem „nützlichen Glied“ der heutigen Gesellschaft machen, ohne auf die Eigenheiten der Jugend eingehen zu wollen.

Da, wo „Jugendfürsorge“ angebracht wäre, versagt sie leider vollkommen, so z. B. in folgendem alltäglichen Fall: Was tut ein junger Fremder in Berlin, wenn er wenig Einkommen oder kein Geld hat? Er geht „strichen“, wie der Berliner sagt. Die Folge davon ist, daß ihn die Polizei faßt und einsperrt. Es wäre zu begrüßen, wenn hier mal die Jugendfürsorge durchgreifen würde. Denn man kann nur dann diesem Uebel abhelfen, wenn man dem Jungen anständig bezahlte Arbeit verschafft, oder ihn in sein Elternhaus zurückschickt, allerdings unauffällig und nicht mit weisen Maßregeln für die Eltern, denn sonst würde das Zuhause zur Hölle



und der Junge würde bald wieder ausreißen. Hier ist ein Punkt, an dem „Jugendfürsorge“ nottut.

Aber die Jugend, die ihre eigenen Wege gehen will, die sich in kameradschaftlicher Verbundenheit zusammengefunden hat, die soll man damit verschonen.

Leider ist die Zahl derer gering, denen heute noch die frei-deutsche Meißnerformel Lebensführer ist, denn die Politik und die wirtschaftlichen Verhältnisse haben manches geändert. Desto wichtiger ist es infolgedessen, daß der Geist der freideutschen Jugend wieder aufblüht, und ich würde mich freuen, mit diesem Artikel in unseren Reihen dazu Anregung gegeben zu haben.

In der deutschen Republik für einen neuen deutschen Geist! Der Geist der deutschen Jugend, der symbolisiert ist in dem großen Werk der jungen Generation, der Jugendburg Ludwigstein, der soll uns Führer sein im Kampf um die Gesundung unseres Vaterlandes und um den Frieden, der als Grundlage zu jeder kulturellen Arbeit erforderlich ist.



Nestabend der Wandervögel

Von Anatol Habicht

Dein fester Schritt nimmt kühn die Treppe,
Dein Heilruf hält in meinem Haus:
Du trägst nicht Schmuck noch Seidenschleppen,
Siehst wie ein forsches Mädel aus!

Du bist nicht, wie ich Jungen liebe:
Du bist nicht fein und schwarz und schlank;
Und wenn von Dir mir etwas bliebe,
Wär's Deine Stimme, wär's Dein Gang.

Du lachst und flickst dabei Pantoffeln,
Du Wanderfink in meinem Nest:
Du singst und schälst die Pellkartoffeln,
Und unser Hering wird zum Fest!

Ich habe Dich an fernem Tage,
Von Wein und Mai berauscht, geküßt . . .
Nun fragt Dein Blick mit banger Klage,
Warum jetzt alles anders ist? — —

Der braunen Hand entsinkt die Klampfe,
Den Seufzer unterdrückt die Brust.
Du senkst das Haupt im ersten Kampfe,
Daß Du der Lieb entsagen mußt. — —

Narocz

Von Werner Lürmann

Dunkle Kiefern. Krüppelföhren. Müdender, tiefer Sand und endlose Stunden endloser Tage. Unheimlich still die Landschaft. Schwer und dick die Luft. Lodernde Septemberglut. Schmale Wolken, müde und erstarrt wie der lautlose Sand. Wieder quer eine Bahnstrecke, wie sinnlos gefurcht durch die Einsamkeit.

Gerd verhält den stolpernden Gaul, erschrickt vor der Unmerißlichkeit der stumpf glänzenden Schienen. Dann klacken von neuem die Hufe. Den andern nach.

Und plötzlich weites Kusselgelände. Ein bräunlicher Fluß schneidet durch gelbwehende Wiesen. Wind kommt auf und versinkt. Schwerbalkige Häuser drängen sich gleich tragen Schmutzhaufen aneinander. Nirgend Rauchfahnen, keinerlei Geräusche. Nur lastendes, todverfallenes Schweigen.

Im Fernen glänzen grüne Streifen: Wald. Verschollene Sehnsüchte werden gelöst, da am Horizont der Abend steigt. Sie reiten hinein. Abgetriebene Gäule verwiehern von vertrockneten Weiden ihre Angst. Ihre Zungen hängen vor Durst. Sie schreien, fast wie Schemen trüber Traurigkeit. Ab und zu wirrt sich ein Vogellaut, fremd, durchdringend.

Nun verwildernde Gärten. Hecken. Schmutziggrüne Giebel. Dorfstraße. Beiderseits die Gehöfttore gesperrt. Leise schlagen die Bügel. Thomas' Rappe schnaubt. Keine Antwort. Ueberall sind die Brunnen leer. Ein Dragoner wendet im Sattel, nimmt die Lanze nach vorn. Reifende vollgelbe Früchte hängen über verwitternden Zäunen. Jeder greift im Vorüberreiten hinauf. Dann ist die Patrouille draussen auf holpriger Straße. Langsam trabt Thomas ab. Aus dem Abenddunst wächst wie im Ueberfall die Nacht. Gerd läßt die Zügel locker, hängt Gedanken nach. Die schweben und vergehen mit ruhevollen Stimmen ferner Erinnerungen. Der Fernritt — Thomas — die Kameraden — er selbst — dies alles taucht in Wesenlosigkeit. Wegkreuzung zum Ungewissen. Niedergehalten vom Schlaftrieb, ängstlich schnaubend suchen die Pferde ihren Weg in die blaue Tiefe. Zweige peitschen die Gesichter der Reiter. Glühwürmer irren. Schwarz ein Wald. Einer flucht. Niemand spricht.

Wieder feste Schotterung unter den Hufen. Im Bogen senkt sich die Landstraße. Die Gäule drängen, Thomas trabt an. Aus der weiten Ruhe tönen tieflautende Schläge einer Uhr. Sie fallen einer nach dem andern in den Mantel der Nacht.

Gleitende Nebel. Uhuruf. Vor dem sternlosen Himmel ragen hohe litauische Grabkreuze. Thomas hält den Arm emporgestreckt. Sucht nach der Karte. Die Reiter warten stumm.

Nacheinander — langsam — geräuschlos wie Schatten — in das Dorf. Karabiner entsichert. Langgestreckte Gebäude wachsen undeutlich auf, Stallungen, Scheunen. Ein Park hoher Bäume. Darin weißdämmernd das Herrenhaus.

Absitzen — huschende Lichter — Stoßen an Wagendeichseln. Eng und niedrig sind die Stalltüren. Dicke Finsternis. Suchen nach Laternen. Die Pferde wiehern und schnauben. Leises Klirren von Ketten. Lederzeug knirscht. In der Zisterne im Gutshof ist Wasser, Heu in den Scheunen. Pferde und Menschen saufen. Die Müdigkeit ist wie wegewischt. Quillend wartet die Nacht.

Gerd sitzt noch. Liest. Der Schein der Laternen spielt mit grotesken Schatten am rohen Gebälk. Von draußen eintönig erster Postenschritt. Als Gerd, der die letzte Wache hat, sich hinlegen will, knarrt das Scheunentor. Schmal steht Thomas und winkt. Der Junker sieht nochmals sein Pferd nach, lockert den Gurt. Hängt die Kandarre grifffgerecht. Dann geht er hinaus.

„Ich war durch dies gottverlassene Dorf,“ sagt Thomas. „Weder Tier noch Mensch. Auch das Schloß unbewohnt, wohl gestern geräumt. Drinnen steht ein Klavier.“

Schwarz gegen den Nachthimmel die alten Parkbäume. Nun stehen sie am Fuß der Freitreppe, das Haustor ist nur angelehnt. Drinnen am Dielenaufgang hängt altärmlich eine Laterne. Marienglas. Gerd entzündet das Licht. Sie gehen schweigend durch lastende Stille des fremden Hauses. Leise singen die Sporen. Geschweifte Treppe. Ein kühler Saal. Die Taschenlampe flammt auf. Gobelins. Oelbilder verschollener Herren. Vorm Kamin breite Sessel. Eine halbbeendete Stickerei auf dem Tisch. Wie für den Augenblick aus der Hand gelegt. Ein Damenhandschuh. Welkende Spätrosen in lasierter Vase. Ein Band Baudelaire.

Und wieder Stufen, Gänge. Und Zimmer an Zimmer. Dann das Klavier. Gerd öffnet den Deckel, die Lampe erlischt. Aus den Vorhängen des tiefen geschlossenen Doppelfensters steigt eigentlich grüne Dämmerung, draußen wird der Mond überm Park stehen. Holztäfelung im Raum. Schaufelgeweih. Ueber den Ledersitzen ein, zwei japanische Bilder. Auf Seide getuscht. Fast Hokusai.

Gerd sitzt nieder. Seine Seele wandert. Zart erklingen die ersten Akkorde — er spielt in diesem eigentlich grünen Dunkel. Mozartmotive, heiter, zärtlich. Unvermittelt Schumann — Davidsbündler, Karneval. Süße der Romantik, wie Windhauch, der überwiegendem Grase vergleitet. Schwermütig und klagend wie die Einsamkeit helldunkler Sommernächte.

Der Leutnant lauscht im Hintergrund. Wozu sprechen, wenn das Sein sich an die Falten der Ewigkeit schmiegt — wenn alle Hüllen dieses Lebens fallen wie sinkende Träume —

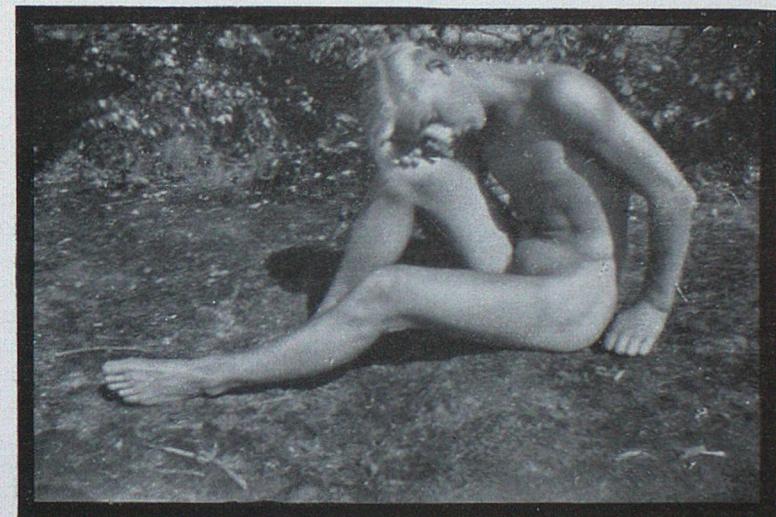
Verhaltend vergleitet der letzte Akkord auf dunklen Schwingen. Wieder Stille und Schweigen im Hause der Fremde.

Gerd wendet sich. „Es ist Zeit. Bald beginnt meine Wache.“ „Bleibe noch,“ bittet Thomas. „Wer weiß um Morgen.“

Der Junker hebt leidenschaftlich das Antlitz. Seine Hände lösen sich von den Tasten. „Thomas“, sagt er „Ich mag nicht an das Kommende denken. Du weißt — es ist nicht Angst vor dem Tode. Wissen wir, wann es zu Ende geht?“

„Ich weiß, Gerd. Es ist keine Feigheit in Dir.“

„Aber, Thomas, bisweilen ist da drinnen in der Brust doch in Grauen. Nicht um Welt und Tod. Ich vermag nicht zu sagen.“



was es ist. Vielleicht das Grauen vor einem Wiedererwachen auf Erden, nachdem ich in der Erfüllung weilte. Früher gingen Erinnerungen durch mich hin. Ein Gedenken an ehemalige Leben. Vor Jahrtausenden. Hier oder auf andern Sternen. Und dies alles kehrt mit einemmal zurück, gewandelt, stärker und ahnungs voller. Sieh, darin ist dies Gefühl der Furcht beschlossen. — Thomas! Versprich mir — wenn ich bleibe — —“

— — — Quäle uns doch nicht, Gerd — — —“

„O, ich weiß, Du wirst Leid tragen. Schreibe meinen Eltern — ich werde ihr Bild bei mir tragen, wenn die Kugel trifft.“ Gerd will mehr sprechen, Aufträge, Grüße — er ist noch nicht hart zum Schweigen geworden.

„Es ist nun genug,“ sagt Thomas befehlend. Er erhebt sich und geht — —

Feucht und dumpfnebelnd die Luft. Gespenster die rissigen Bäume. Holperig die Straße. Mählich klart Helle. Mählich sinkt fröstelnder Morgenwind. Schattenhafter Trab. Alles ungewiß. Lähmend. Leblos. Endlich zerfetzt die Sonne den Nebel. Fernblauende Kieferwaldungen enttauchen dem Horizont.

Sie reiten. Lanzen pendeln lässig im Bügelschuh. Gerd raucht die vorletzte Zigarette.

Morsche Brücken klettern über erschöpfte Bäche. Faulende Strecken Sumpf. Tückisch schillert das Wasser. Sie reiten. Verfahrenen Wegspuren nach. Sterbendes Korn und bunte Blüten. Und wieder Gehölze, Weiden, Wälder mit schwippenden Zweigen. Verlassen die wenigen Gehöfte, Siedlungen wie ausgestorben. Ziehbrunnenschwengel ragen dunkelbraun und hoch gegen das Flimmern der Luft.

Der Weg frisbt in ansteigenden Föhrenstandboden. Weißgelber Sand knirscht unter den Eisen. Ganz dicht mit rötlicher Borke drängt sich Stamm an Stamm. In den Wipfeln rauscht Flügelschlag. Grüngolden dämmernd fließt das Licht.

Plötzlich blendet unsagbar lichte Helle. Wie abgeschnitten endet der Wald. Sand leuchtet. Jeder verhält das Pferd, trunken vom Bild: See vor den Reitern, tiefblau und dunkelgrün. Weit ist der weiße Uferbogen gespannt, kaum sichtbar, nur Schattenstrich das Ufer jenseits. Feierlich rollt die Dünung ihre Schaumkämme auf den Strand. Kaum ein brechender Widerhall. Gänzlich ohne menschliche Anzeichen die Landschaft vor den Dragonern. Große Ruhe und großes Schweigen der Natur, unnennbar die Weihe, hymnisch die Schönheit des Bildes.

Ungestüm drängen die Gäule der Wasserfläche entgegen und hinein bis zur Brust. Des Leutnants Rappe glänzt mit grünlichen Reflexen wie Bronze.

Nach kurzem Aufenthalt weiter in leichtem Trab. Fest der Untergrund des Weges uferentlang. Fischerdorf um Fischerdorf. Erbärmlich grau in grau. Plump Boote liegen kieloben, den Strand hinaufgezogen. Bräunliche Netze trocknen in zerrender Brise auf Holzgerüsten. Ein Wachturm, seit Jahrhunderten verfallend. Dann neuer Seeblick. Andere Dörfer und weghastende Weiber. Bunt und grellfarben sind Kopftuch und Röcke. Alte Männer in verwaschenem Leinenzeug. Kinder flüchten vor den feindlichen Lanzenreitern. Kreischend zerstieben Hühner. Galopp und vorbei.

Eine Bucht blaut auf. Wiegende breite Boote. Niedergelegt die Masten. Geruch von Fischen und Teer. Beschattet der Marktplatz. Rast. Pferde getränkt. Suchen nach Futter und

Eßbarem. Posten. Hinter Pappeln ragt die prunkvolle russische Kirche. Der Leutnant beobachtet das Gelände vom Turm. Steht mit Karte und Glas auf der Brüstung. Nur Sekunden, dann springt er die Wendeltreppen herab. „Aufsitzen“, brüllt er noch im Laufen. Der Panjehaufen drückt sich an die Häuserwände.

Dann Wirbelwind aus dem Straßengewirr. Minuten. Schräg flieht hinter stiebenden Hufen die Straße den Berg hinab. Lockern der Klingen. Lanzen nach vorn. Vereinzelt lösen sich die umgewickelten schwarzweißen Flaggen. Galopp! Galopp! Die Gäule rasen. Thomas allen voran. Der Junker lässt die Lanze fallen. Entichert die Pistole. Oben. Nun sieht er die feindliche Kolonne.

Sinnlose Angst peitscht die leichten Fahrzeuge aufeinander. Beiderseits des Sandweges hindern Kiefer an Kiefer. Und eine



grausame höhnische Hand schiebt die Wagen gegen Wald. Fächerartig. Deichseln brechen. Stämme splittern wie Glas. Die Russen durchschneiden die Zugstränge, werfen sich bäumende Pferde, sattellose, in die Flucht. Kopflos, betäubt vom Entsetzen. Nur vereinzelt klicken Schüsse gegen die anprassenden Reiter.

Der Zug Begleitkosaken wirft die struppigen kleinen Tiere herum. Neue Schüsse reißen das Fleisch. Ein Dragger krampft die Arme, als wolle er der erbarmungslosen Sonne fluchen. Dumpf schlägt sein Körper über die Kruppe.

Und wie Fanfarenstoss zerrendes berausches Drängen.

Und nun tosend brandender Aufprall. Nagaikagezisch. Immer Wiehern, langzogen wie Schrei der Wölfe. Hauende Klingen, Stöhnen, Stoß und Schuß. Rauschen, Blut und Tod.

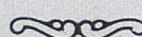
„Wo ist der Junker?“, schreit Thomas, sich im Sattel werfend.
„Gerd!! Wo bist Du? — —“

Er findet ihn, das Knabengesicht furchtbar vom Säbelhieb zerrissen. Sein Schädel klafft. Halb auf ihm — im wuchtenden Fall geworfen — sein Pferd. Wahnwitzig schlagen die Hufe durch die Luft.

Schaufeln der Gräber. Hastig, atemlos rinnt der Sand auf die Toten. Der Leutnant reißt harzige Zweige für den gefallenen Freund. Das Abschiedslied dunkelrot sich schlängelnder Waldblumen. Seine Züge sind fahl wie der unfruchtbare Boden, Wirr und leidvoll hämmert Schicksal durch seine Stirn. Kein Augenblick Zeit für Kreuz und Name.

Auf die Gänge. Ausbiegen. Entgehen. Zurück zur Division. Der Feind ist gestellt. Zwischen den Bäumen verschwinden lächelnde Seefläche und der verröchelnde Schrei sterbender Russen.

Galopp und Trab. Und Trab und Galopp. Und Mittag und Abend und Nacht. Und windklagende Kiefern. Krüppelföhren. Endloser müdender Sand. Steinlastende Bitternisse. Und die große Not ungeweinter Tränen.



Gasi

Von Peter Stein

Ich fand Dich im Walde bei Muzeray
Frühmorgens vor Tau und Tag.
Du standest, an junge Buche gelehnt,
Und lauschestest dem Amselschlag.

Wir wurden Freunde und gingen zu zweit
Durch Nächte voll grausiger Not.
Wir wuchsen zusammen und wurden eins,
Ein einziges Opfer dem Tod.

Der stand in der Nähe und grinste uns an
Mit hundsgemeiner Gebärde:
Wir sahens und lachten und gingen fort
Und sattelten unsere Pferde.

Der Abend kam. Der Tod sprang an —
Und schlug doch zweimal daneben:
Dir warf er den Wahnsinn ins Gehirn,
Mich hat er verurteilt zum Leben.

Protest der Prominenten

gegen die geplante Beibehaltung und Verschärfung
des § 175.

11.

Friedrich Fürst Wrede:

Die geschlechtlichen Sinnesempfindungen, mit allen ihren Abschattungen, zählen zweifellos zu jenen psychischen Phänomenen, die die stoische Ethik als Adiaphora, als Unterschiedloses, bezeichnet: zu den Dingen also, die an und für sich betrachtet weder gut noch schlecht. Nicht die angeborenen Triebe, sondern erst die von ihnen beeinflußten, sich an sie anreichenden Handlungen divergieren, je nach Geistesbeschaffenheit des einzelnen Individuums, zu Sittlichem oder Unsittlichem.

Gegen diese Grundwahrheit der Moralphilosophie verstößt der berüchtigte § 175 auf das gräßlichste. Daher bin ich gerne bereit, mich Ihrem Protest gegen seine Wiederaufnahme in das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch anzuschließen.

Ich zögere nicht, dies zu tun, ungeachtet des Umstandes, daß die Werbearbeit der Kampf- und Kunst-Zeitschrift „Der Eigene“ meines Erachtens in vielen Stücken weit über das Ziel schießt. Derlei Uebertreibungen wiegen aber federleicht, gemessen an den üblichen Folgen, die der Allgemeinheit an dem Festhalten an einer ebenso grausamen als zweischneidigen Jurisdiktion erwachsen würde.

Denn das Schlimmste, was einem Volk überhaupt widerfahren kann, ist, wenn seine Rechtsprechung mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen in Widerspruch gerät.

Die Homosexualität ist nun einmal eine biologische Tatsache, geradeso wie die merkwürdige Fähigkeit der Bienenkönigin, in die eine Zelle ein befruchtetes, in die andere Zelle ein unbefruchtetes Ei zu legen.

Sich über die geschlechtliche Hinneigung zu Personen desselben Geschlechts zu entrüsten ist ebenso unsinnig, als wollte einer das Ablegen des befruchteten Eies durch die Bienenkönigin als sittlich, das Ablegen unbefruchteter Eier aber als unsittlich bezeichnen.

Bilden wir uns doch nicht ein, wir könnten klüger sein als die Natur — oder, was eine noch viel ungeheuerliche Anmaßung wäre, moralischer als Gott!

12.

Rudolf von Delius:

Der § 175 wird sehr bald fallen. Aber doch wohl kaum durch die Proteste Einzelner, dazu ist das Dumpfe, Alte zu fest gewurzelt. Der § 175 wird mit fortgerissen werden, wenn der neue Geist (sozial, religiös, ethisch) auf der ganzen Linie siegt. Selbstverantwortung und Selbstbestimmung sind die Leitworte der sittlichen Zukunft. Für den Erwachsenen muß das letzte unwürdige Gängelband beseitigt werden. Bunt und vielfach ist die Welt. Laßt blühen, was blühen will. Gebt jedem das Recht zur Entfaltung seiner eigensten Fühlart. Das schadet niemanden und macht das Dasein nur reicher.

13.

Dr. Erich Ebermayer:

Die Beseitigung des § 175 des geltenden Strafgesetzbuches, der eine ungerechte, unmenschliche und überdies meist versagende Norm darstellt, ist im Laufe des letzten Jahrzehnts selbstverständliche Forderung jedes gerecht denkenden, freien und vorurteilslosen Deutschen geworden, gleichgültig, wie er sich persönlich zum Problem der Homosexualität stellt. Wie lange es freilich noch dauern wird, bis die Erkenntnis der üblichen Muffigkeit dieser Strafdrohung zu ihrer Abschaffung führen wird, bleibt ungewiß. Aufgabe der Jugend ist es, das Fallen dieses beschämenden und mittelalterlichen Paragraphen unentwegt zu fordern.

14.

Fidus:

Das Nochbestehen dieses § 175 ist — und das Weiterbestehen desselben wäre — einer der schmachvollsten Reste einer veralteten, dunklen Weltanschauung. Er ist der Inquisitionsparagraph für die neuere Zeit, der obendrein naturgemäß vielmehr Unschuldige als Schuldige treffen muß — wenn ich mich überhaupt dieser pharisäischen Bezeichnungen bedienen soll. Und sogar noch seine Bekämpfer setzen sich der Gefahr aus, als „widernatürlich veranlagt“ verleumdet zu werden!

Was hat unser rein geschäftlich gewordenes und lediglich irdische Wohlfahrt verstehendes (wenn auch nicht immer schützendes) römisches Recht für ein „Recht“, sich um „moralische“ Dinge zu kümmern, die keinerlei Zusammenhang mit jenen Belangen haben? Nur praktische Unwissenheit oder pharisäische Tugendsattheit kann diesen Paragraphen für notwendig halten, dessen eigentlicher Schuldbegehrung hinreichend durch andere Paragraphen aufgenommen wird.

15.

Dr. Fritz Dehnow, Rechtsanwalt in Hamburg:

Ich bin Gegner der Homosexualität, aber auch Gegner ihrer Bestrafung.

Als ich vor Jahren erst spärliche Beobachtungen über die Homosexualität gesammelt hatte und mich mit der Stellung des Gesetzgebers zu ihr erstmals beschäftigte, war der dominierende Eindruck auf mich die Unaufrichtigkeit und Phrasenhaftigkeit der Begründungen, mit denen die Verfasser der Gesetzentwürfe operierten, um die Strafbarkeit homosexueller Handlungen beizubehalten und zu verschärfen. Gegen diese Begründungen habe ich mich damals in einer kleinen Schrift (Sittlichkeitsdelikte und Strafrechtsreform, Stuttgart 1922) scharf ausgesprochen.

Die amtlichen Begründungen haben seit dieser meiner Schrift gewechselt; ihre Unaufrichtigkeit ist dieselbe geblieben.

Nicht ganz dieselbe geblieben ist meine persönliche Meinung. Die Erfahrungen meiner Anwaltspraxis, in der ich oft und mit Interesse Homosexuelle vertreten habe, und noch mehr einige unerquickliche Berührungen mit homosexuellen Personen und Angelegenheiten haben meine Stellungnahme abgekühlt. Ich sehe heute, daß von beiden Seiten Unrecht geschieht, vom Gesetzgeber, aber vielfach auch von dem Betroffenen. Nach wie vor meine ich: um Gelegenheits- und Verlegenheitshandlungen mit Personen des gleichen Geschlechts sollte sich im allgemeinen niemand kümmern; auch derjenige Bruchteil der Menschheit, der wirklich zwangsläufig mit diesen Neigungen ausgestattet ist, muß mit der gebotenen Zurückhaltung auf seine Weise leben können; und auch eines strafrechtlichen Sonderschutzes in dieser Richtung für Jugendliche über 14 Jahre bedarf es m. E. nicht, denn jeder vernünftige Erzieher kann mit Leichtigkeit auf seinen Zögling so einwirken, daß dieser sich selber am allersichersten schützt. Aber ich kann nicht umhin auszudrücken, daß ich im großen ganzen von homosexuellen Personen nicht sonderlich wohltuende Eindrücke gewonnen habe und daß ich vieles Dekadente, Abwegige und Degenerierte zu sehen glaube. Am wenigsten kann ich der homosexuellen Literatur und Propaganda zustimmen.

Gesundheit und Natürlichkeit gehen nach meiner Auffassung allem anderen voran.

Aber auch von dieser in gewissem Grade schroffen Auffassung aus, die ich hege und die der Homosexualität nicht freundlich ist, gilt mir der § 175 StGB. als indiskutabel. In der von Forel und mir herausgegebenen Vierteljahrsschrift „Vererbung und Geschlechtsleben“ findet eine Diskussion über diese Strafbestimmung nicht statt, weil die Frage längst im ablehnenden Sinne geklärt und erledigt ist und nur das Beharrungsvermögen der öffentlichen



Meinung noch fortwirkt. Auch in einer Arbeit im 77. Bande des „Archiv für Kriminologie“ (1926), in der ich zu den Sexualstrafbestimmungen der neueren Gesetzentwürfe einen Gegenentwurf vorlegte, bin ich über den § 175 stillschweigend sozusagen zur Tagesordnung übergegangen, d.h. zur Redigierung der seriöseren Strafbestimmungen.

Die Tatsache, daß ein großer Teil der Literatur gegen den § 175 nichts taugt, macht diese Strafbestimmung nicht brauchbarer. Wer sie befürwortet, hat

empfindungsgemäß nicht die richtige Einstellung zum Wesen der Sexualität überhaupt.

Das Strafrecht sollte in seinem eigenen Interesse auf dubiose Bestimmungen verzichten, wie es der § 175 und vor allem auch der neue § 218 sind. In einem geordneten Gemeinwesen muß die Strafjustiz stärker dastehen, als es heute bei uns der Fall ist. Wenn die Strafjustiz aber die wirklich gefährlichen Elemente mit Glacés anfaßt, dagegen mit zweifelhaften Sexualstrafbestimmungen gegen sonst ordentliche Leute vorgeht, so fährt sie fort, zur Schwächung ihrer Autorität selber beizutragen.

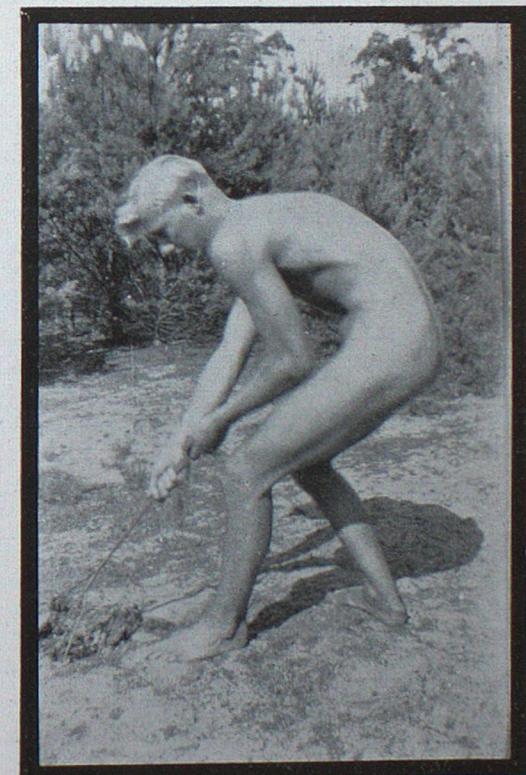
16.

Frau M. Mueller, Senftenberg:

Unterscheidet sich unsere Existenz, nämlich die des Menschen von den Tieren, nicht dadurch, daß wir bemüht sind, ihr einen ethischen Gehalt zu geben, unabhängig von biologischen Nützlichkeitsprinzipien, wie sie die Naturwissenschaft lehrt? Gerade das ist unser Menschsein, daß wir darum kämpfen, unsere Gedanken und Handlungen von jenem Triebwesen, das allein An-

fang und Ende der tierischen Welt ist, frei zu machen. Der Mensch als Individualität trägt die Gesetze seiner Lebensbestimmung in sich, die schon vom Kindheitserleben richtunggebend bestimmt werden, und es ist unmöglich, an ihn Forderungen zu stellen, die unweigerlich zu einem seelischen Konflikt führen müssen. Wir können ruhig sagen, daß alles Elend, alle Not, alle Krankheit durch diesen Konflikt entstanden sind. Offensichtlich sind die Schäden, die insbesondere der Homosexualitätsparagraph angerichtet hat, die aber unbegreiflicherweise keine Belehrung ergeben haben. Wieviel trauriger sind erst die Schädigungen, die der unwürdige Paragraph durch schwere Verdrängungen in der Einzelseele angerichtet hat. Hier deckt die Tiefenpsychologie die Ursachen auf, und schwerste Depressionen, die Verfolgungssideen und die Eifersuchsqualen des Paranoikers, die Morphiumspritze und der Alkoholismus geben ein erschütterndes Bild der Anklage. Es ist eine der schwersten Sünden, Menschen um einer seelischen Einstellung willen, die niemand schädigt, zu verfolgen, und damit das Schöpferische in ihm zu zerstören, Kulturwerte zu einer forensischen Angelegenheit zu machen. Es handelt sich hier um Eingriffe in tiefste Seelenzusammenhänge durch menschenunwürdige Freiheitsberaubung. So machen Menschen gesetze selbst vor den ehernen Naturgesetzen nicht halt, die sich nicht einmal auf einen kleinen Kreis kranker

Menschen beziehen, sondern tatsächlich auf die Norm der ganzen Menschheit. Während man sich auf ein vereinzeltes Nützlichkeitsprinzip stützt, das eben nur die Pflanzen- und Tierwelt angeht, kämpft man, ohne es wissen zu wollen, gegen das psychische Grundgesetz, weil man den



Zusammenhang nicht verstehen mag. Aber man wird die Urformel der Bisexualität, die der Summe aller Naturgesetze Rechnung trägt, nicht aus der Welt schaffen können. Ich habe sie in meiner Kosmosanalyse zu begründen versucht. Sie ist so leicht in jedem Einzelwesen nachzuweisen, erst recht bei denen, die um das System der Monosexualität bemüht sind. Niemand wird aber die Freundesliebe ausrotten, nicht nur, weil sie einen ethischen Gehalt hat, sondern weil sie auch den Zweck der Höherentwicklung zur Einheit und geistigen Vollendung verfolgt.

17.

Emil Haab:

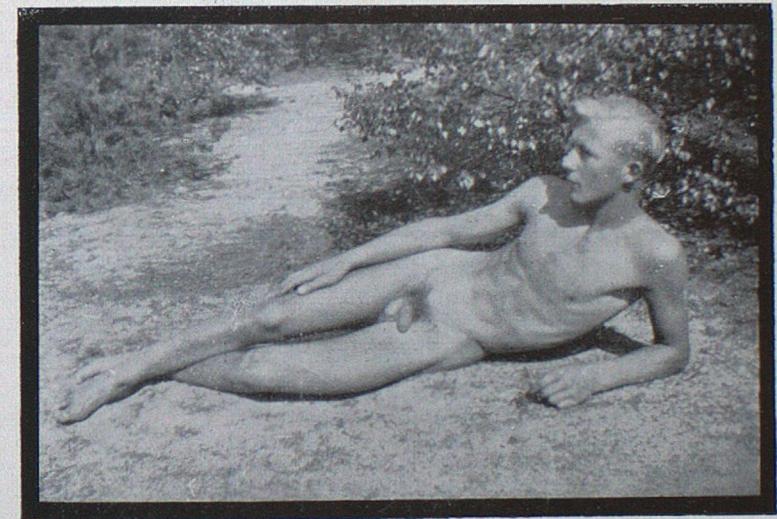
Mit ganzem Herzen schließe ich mich Ihrer Protestbewegung an. Man muß sich nur wundern, daß es immer noch Männer gibt, die sich trotz allem Widerstande durchzusetzen versuchen und — ihre Sache auch durchfechten werden. Wie kann der Staat eine Strafe androhen, dort, wo kein Rechtsgut verletzt wird? Und dieser Mißbrauch geschieht bei § 175. Wieviel Unheil wurde durch diesen Paragraphen, den schändlichsten, den unser Strafgesetzbuch kennt, schon angerichtet? Die Erpresser läßt man einerseits laufen — dafür setzt der liebe Vater Staat die anderen — die Homosexuellen, wie er sie zu bezeichnen beliebt, in das Gefängnis. Freilich — der Staat braucht Nachwuchs und da müssen die Männer Kinder erzeugen und die Mütter gebären, damit sie wieder der allmächtige Staat für seine Zwecke ausnützen kann. Unser neues Deutschland predigt so viele Freiheitsträume, aber mit dem alten Kram hat es immer noch kein Ende gemacht. Natürlich — die Herren Pastoren sind so sehr für den Staat besorgt, daß sie unter keinen Umständen von dem § 175 abkommen können. Aber — die mittelalterliche Rumpelkammer möchte man uns schon gerne wieder ausräumen. Wir müssen weiter kämpfen — werden es mit Freuden für unsere Sache tun, selbst auf die Gefahr hin, auch zu „Jenen“ zu zählen. Wir wollen ein freies Deutschland, aber kein „neues“ auf dem alten „Pastörchen-tablette“.



*Das Ende unseres Kampfes
für Abschaffung des § 175.
Eine Erklärung von Hans Natonek.*

Im Oktoberheft des Eigenen anno 1899, 3. Jahrgang, schrieb Peter Hamecher in einer Besprechung des Jahrbuches für sexuelle Zwischenstufen:

„Was den Artikel über Chantage betrifft: Die Arbeit an sich ist für ihren Zweck ja sehr gut und bringt auch vorzügliches Material. Aber soll denn diesen Erpressern nicht beizukommen sein? Von einem diesbezüglichen Gesetz will ich schweigen. Sollten die Homosexuellen nicht sorgen können, daß sie solchen



Leuten einfach nicht in die Hände fallen? Ich denke, die Prostitution wollen wir den Verehrern des Ewig-Weiblichen überlassen. Oder soll vielleicht die edle griechische Liebe auch durch den Dreck geschleift werden? Drum, Frau Eros, umhülle dein Herz mit Eisen und plaidiere im Reichstage tüchtig gegen die Abschaffung des § 175.“

Fast 30 Jahre sind seit jenen Tagen vergangen und wir schreien noch wie damals nach Abschaffung des § 175. Wozu? 10mal, 100 und 1000mal hat Peter Hamecher recht! Ueberlassen wir die Prostitution den Weiberjägern und ihren Nutznießern!

Eros — und nur der ist es, für den wir kämpfen wollen — hat keinen Unzuchtparagraphen zu fürchten.

Soll Eros immer wieder in den Schmutz gezogen werden, in ungewaschenen Mäulern zum Zerrbild gemacht, verlacht, von lusternen Augen bekrittelt, von völkischen Patentdeutschen „Schweinerei“ genannt werden?

Im Jahre 1899 wollte sich Peter Hamecher schon ob der Dummheit „gewisser Leute“ nicht aufregen, welche die bekannten Petitionen veranlaßten und die so geistreiche Reichstagsreden zur Folge hatten. Ich sehe mit Staunen: Es hat sich nichts geändert, es regnet Petitionen, und ich höre schon Reichtagsreden, moralinsauer und teutsch.

Ich kenne diese Probleme erst seit einigen Jahren, ich kann es mir denken, wie schmerzlich es für jene Männer sein muß, welche seit 30 Jahren vergeblich für Vernunft und Recht kämpfen — oder auch nur spotten.

Im ersten Jahrgang des Eigenen rief Peter Hamecher den homosexuellen Künstlern zu: Lasset uns schaffen! Menschen schaffen von unserm Fleisch und Blut! Schon damals erkannte er die „Tante“ als mehr denn ein lächerliches Gebilde! Sie ist der Dämon der mann-männlichen Liebe, ein Vampyr, der sich vom Blute der Arbeit eines Adolf Brand nährt, sie ist fett geworden, üppig und breit, eine „Zwischenstufe“, geschminkt und frech genießt sie den Erfolg 30jähriger Aufklärungsarbeit.

Ich will nichts mehr hören von dem verruchten Unzuchtparagraphen, den nur tölende Tanten, geile Knabennachläufer und schamlose Exhibitionisten zu fürchten haben.

Kämpfen wir endlich für uns!

Für die griechische Liebe, für die männliche Kultur!

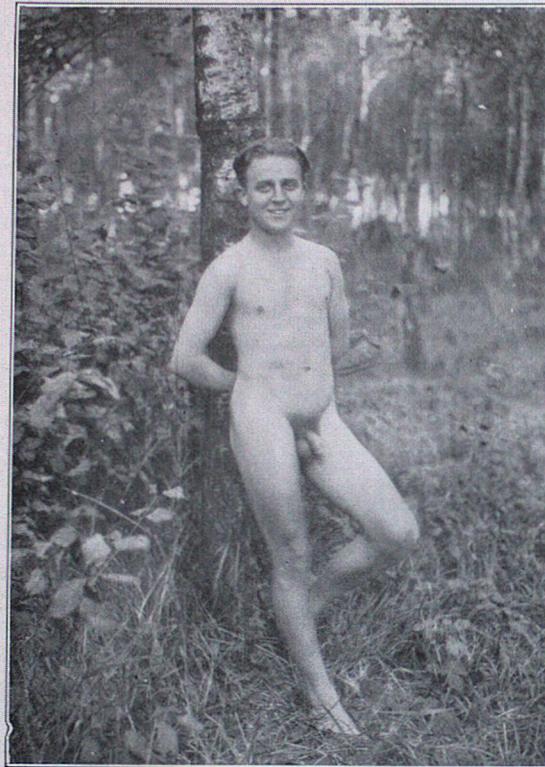
Ein Schlußwort von Adolf Brand:

Der Verfasser des obigen Artikels hat vollkommen recht. Vergeuden wir nicht mehr unsere kostbare Zeit, unsere Arbeit und unser Geld mit der Abschaffung des § 175, die für uns völlig nebensächlich ist, sondern überlassen wir diese Sorge jetzt ausschließlich den Nutznießern der Prostitution, die nicht Freundschaft und Freiheit suchen, sondern die nur einen Jagdschein zur unumschränkten Ausübung sexueller Ausschweifungen haben wollen!

Ich habe es an anderer Stelle schon einmal mit aller notwendigen Deutlichkeit und Schärfe ausgesprochen, daß zu dieser Klasse der Homosexuellen, die seit Dr. Hirschfelds unheilvoller Schrift „Berlins drittes Geschlecht“ eine so hervorragende Rolle

in der Literatur einnimmt, und fälschlicherweise immer als die eigentliche Repräsentantin der mann-männlichen Liebe angesehen und ausgegeben wird, fast durchweg geistig ganz wertlose Menschen zählen, die sich nur für sexuelle Abenteuer interessieren, aber für andere Dinge kein Verständnis haben. Von Freundschaft und Freundesliebe, die doch die Bereicherung und die Begegnung des Anderen zum Ziele hat, die seinem Wegen Pflichten anerkennt und für ihn Opfer bringt, und die hauptsächlich am Genusse seines Wesens, seines Charakters und seiner Persönlichkeit sich erfreut — von allen diesen schönen und großen Dingen kennen solche armseligen Menschen keine Spur. Sie machen vielmehr den großen Haufen jenes homosexuellen Pöbels aus — jener Tanten, Tölen und politischen Trottel, für die man verständigerweise doch keinen Kulturmampf führt. — Jedenfalls lehnt Der Eigene für diese Jammerlappen, die aller Welt vorwirbeln, daß sie „Enterbte“ der Liebe seien, während sie doch in Wahrheit die einzigen sind, die unter der Toleranz der Behörden und der öffentlichen Meinung jetzt schon die unglaublichesten Freiheiten genießen, jedes Eintreten und jede Arbeit ab. Denn er ist der Meinung, daß es nicht darauf ankommt, diesem Gelichter obendrein auch noch einen gesetzlichen Freibrief für seine sexuellen Ausschweifungen zu verschaffen, sondern einzig und allein darauf: allen wertvollen Menschen unbedingt klarzumachen, wie die Sexualität durch die große Leidenschaft einer edlen Liebe, der die ersten Köpfe der Weltgeschichte und die männlichsten Männer der Tat gehuldigt haben, in hohem Grade sublimiert und vergeistigt werden kann, sodaß sie aller Gewöhnlichkeit und Häßlichkeit entkleidet ist — und wie man andererseits tatkräftig bestrebt sein muß, den Kampf für die Abschaffung des § 175 aus ganz anderen Gründen erfolgreich zu beenden und aus dem viel höheren Gesichtspunkte heraus: daß dieses mittelalterliche Gesetz ein Verbrechen des Staates gegen das Recht der persönlichen Freiheit ist und ein letzter Rest unwürdigster Sklaverei. — Und zwar nicht nur den sogenannten Homosexuellen gegenüber, sondern überhaupt gegenüber jedem Menschen, der in allen Angelegenheiten, die seinen eigenen Körper und seinen eigenen Geschlechtsverkehr betreffen, auf das Recht der Selbstbestimmung unbedingten Anspruch macht — und der sich sein bisschen Glück und seine Freude am Leben nicht nach den engherzigen Vorschriften der Kirche oder des Staates schaffen will, sondern nach den viel höheren Gesetzen der Freiheit und Schönheit, die in ihm selber wohnen und die er alleine als seine Richter anerkennt! — —

Es muß darum ausdrücklich betont werden, daß es der deutschen Republik einfach unwürdig wäre, diese klare Erkenntnis der deutschen Geisteswelt — der anerkannten Führer der



Dummheit zum Gesetz zu machen, während man die geborenen Vertreter des deutschen Volkes und der deutschen Gewissenhaftigkeit in dieser politisch so überaus ernsten und wichtigen Angelegenheit skandalöserweise wie dumme Schulbuben behandelt, und während man gleichzeitig so viele Tausende angesehener Männer, die als Unterzeichner der Petition des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees wiederholt laut und vernehmlich die Abschaffung des § 175 aus allen möglichen menschlichen, juristischen und kultur-politischen Gründen deutlich gefordert haben, wie komplette Narren und wie hirnlose Hampelmänner völlig ungehört und unbeachtet läßt!

Nur ganz bornierte Menschen oder idiotische Schwachköpfe können solchen Hochmutsdünkel haben, der an die allerschwärzesten Zeiten des deutschen Zusammenbruchs erinnert und dessen lächerliche Hochnäsigkeit ganz dazu angetan ist, dem neuen Strafgesetzbuch von vornherein all und jeden Respekt zu rauben!

Diesen hochmütigen Ignoranten erklären wir mit aller Rücksichtslosigkeit, daß wir Mittel genug besitzen, um die parlamentarische Widerspenstigkeit der ganzen reaktionären Heuchlerfront

deutschen Kunst und Wissenschaft, der deutschen Schule und der deutschen Politik — jetzt, bei der Beratung eines allgemeinen deutschen Strafgesetzes, zugunsten der Mukker und Pfaffen abermals für die Dauer eines ganzen Menschenalters in den Wind zu schlagen. Und es muß den amtlichen Juristen des Ministeriums noch einmal zornmutig wie eine Ohrfeige die Wahrheit ins Gesicht geschleudert werden, daß es einfach ebenso borniert wie unanständig ist, die Partei des unverständigen Pöbels zu ergreifen und die Moral der

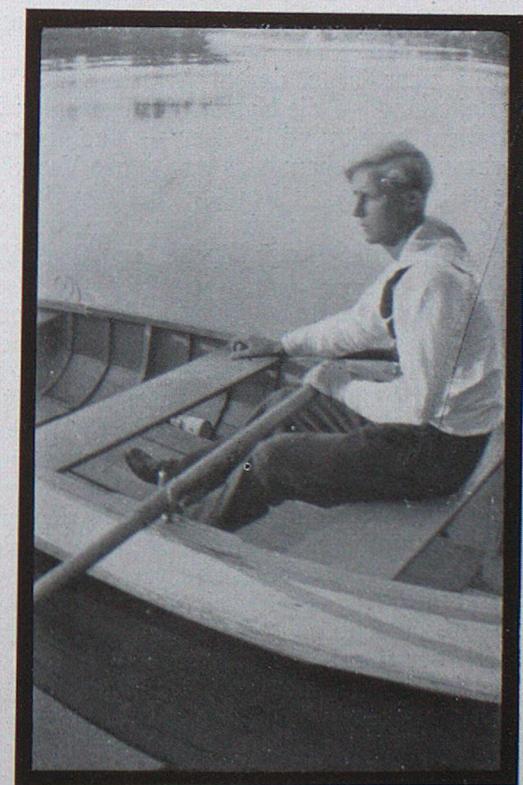
zu brechen, daß ihre Volksbetrügerei und Seelenschäbigkeit nicht zum Gesetze werden wird — und daß wir im gegebenen Augenblick einfach Namen nennen werden!

Denn die Idee des Polizeidirektors von Meerscheidt-Hüllessen, dem deutschen Spießbürger- und Heuchlertum kaltblütig die Proskriptionslisten unter die verdutzten Nasen zu halten, auf denen die Namen ihrer eigenen homosexuellen Angehörigen und Parteiführer verzeichnet stehen, diese Idee ist eine vorzügliche und wird in letzter Stunde lächelnd zur Tat gemacht!

Sie ist die ultima ratio, das letzte, harte, aber jeden Widerstand brechende Mittel, das allein helfen kann; das die Selbstbestimmung über Leib und Seele und die Straffreiheit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs garantiert; das in den ganzen blöden und verlogenen Parteiplunder luftreinigend und aufrüttelnd wie eine Bombe fahren wird und das in seiner klar vorgeschriebenen Zielstrebigkeit todlicher und völlig unfehlbar ist!

Denn unsere einzige große Hoffnung vor den Wahlen, daß der gesamte reaktionäre Strafgesetzbuch-Entwurf, der nur von juristischen Geschäftemachern als fortschrittlich gepriesen und angehimmelt werden kann, in Bausch und Bogen vom neuen Reichstag energisch abgelehnt und unschädlich gemacht werden würde — diese große Hoffnung ist seit Bevolligung des Panzerkreuzers durch die

Sozialdemokraten längst ins Wasser gefallen. Die Treulosigkeit gegenüber der Sache des Friedens, die dadurch zum Ausdruck kam, und die lehfertige Bereitwilligkeit, mit den Rüstungsinteressenten wieder einen Kuhhandel zu schließen, die die Arbeiterpartei dadurch abermals dokumentiert hat, gibt allen Gegnern



des Parlamentarismus jedenfalls wieder mächtig neues Wasser auf die Mühle. Und man kann natürlich wieder mit gutem Recht voller Zorn und Empörung auf den elenden Parteischacher hinweisen, der ganz skrupellos im Reichstage getrieben wird und dem die wichtigsten Kulturfragen dauernd zum Opfer fallen — wenn man auf dem Gebiete der Sozial- und Wirtschaftspolitik nur einige scheinbare Kompensationen dafür erhält, wie die Hunde, die auf die Brosamen von ihrer Herren Tische warten. —

Die trübsten Erinnerungen von 1914 steigen dabei auf.

Noch 24 Stunden vor der deutschen Kriegserklärung gab die sozialdemokratische Parteileitung in allen Volksversammlungen Berlins die feierliche Parole aus: den Krieg, wenns nottäte, durch den Generalstreik zu verhindern. — Und die Arbeiter von ganz Europa warteten auf diese Tat. —

Aber schon am nächsten Tage wurde an der Sache des Friedens blutiger Verrat begangen. Und die deutsche Sozialdemokratie schwenkte mit fliegenden Fahnen kriegsbegeistert in das Heer des Kaisers über, alle Parteileitungen des Auslandes zwangsläufig bestimmd, den ungeheuren Wahnsinn des Völkermordens und den ganzen Schwindel des Patriotismus nun auch ihrerseits kaltherzig mitzumachen!

Ein paar Tage darauf jedoch waren — zum Schrecken der Parteileitung — die Kassen der deutschen Partei und der Gewerkschaften bereits völlig leer — und man mußte kleinmütig und verzweifelt zugeben, daß das ganze Vermögen der Partei und der Gewerkschaften in London bei der Bank von England sich befand, und daß man nicht einmal mehr die Mittel besaß, um auch nur noch eine einzige Woche lang den „Vorwärts“ weiter herauszugeben. —

Trotzdem waren kaum acht Tage später die Parteikassen schon wieder reichlich mit Geld gefüllt, das doch zweifellos nicht vom Himmel herunter kam und das natürlich ebensowenig die Genossen gegeben hatten — durch das aber zweifellos jede antimilitaristische Propaganda unter der deutschen Arbeiterschaft für die ganze Dauer des Krieges fast vollständig und restlos zur Unterdrückung kam, da ja jeder Intellektuelle, der den Mut gehabt hätte, das Volk zum Widerstande gegen den Kriegsrummel aufzurufen, nach dem Gesinnungswechsel der sozialdemokratischen Parteileitung damals einfach als Vaterlandsverräter erschossen worden wäre. —

Der Moloch der Parteipolitik feierte seine gräßlichste Orgie. Die Abschlachtung der Parteiführer wurde dem Kaiser zwar dadurch zur Unmöglichkeit gemacht — man denke nur an den vom „Berliner Tageblatt“ veröffentlichten Brief Wilhelms des Letzten an Bülow — und der Bürgerkrieg in den Straßen der deutschen Hauptstädte, der durch eine Exekution heraufbeschworen worden wäre, ist dadurch vermieden worden — aber teuer erkauft durch

das Bruder- und Völkermorden. Ein Preis, der niemals mehr wettzumachen ist! —

Das Geschäft der Industriekönige, das nun durch den Krieg blühte, hatte eben seine lebenswichtigen Notwendigkeiten. Und das Geschäft der Justizbarone hat sie ebenso. Denn all die tausend und abertausend Gesetzesparagraphen und Gesetzesparaphlein, die in den Regierungs- und Reichstagsbüros zusammengeschustert werden, sind doch, bei Licht besehen, nur dazu da, damit Andere, die nicht zum Volk gehören, auf eine sehr anständige Weise davon leben können.

Kulturpolitk ist da vollständig Nebensache. Man geizt nicht nach der Ehre, in Kulturfragen führend die Zügel in die Hand zu nehmen, sondern hat nur den traurigen Mut, für seine Amtssessel und Parteisitze zu sorgen.

Und die erschütternde Anklage des genialsten Rechts- und Sittlichkeit-Revolutionärs von dem Formate eines Bruckner, der in seinem Drama „Verbrecher“ unsern ganzen Justizschwindel entlarvt, nötigt doch allen amtlichen und halbamtlchen Geschäftemachern höchstens nur ein sattes Lächeln ab. —

Ich führe die Partei-Dummheiten und die Partei-Katastrophen hier nur an, damit sie jedem zur Warnung dienen können und damit alle ihre Konsequenzen daraus ziehen. —

Wir jedenfalls lehnen es ganz entschieden ab, noch weiter gegen den § 175 Sturm zu laufen und durch immer neue Proteste prominenter Persönlichkeiten Deutschland vor der Barbarei und Schande des neuen Strafgesetzbuches zu bewahren, das keine Spur republikanischer Freiheit und Größe atmet und das nur die widerliche Atmosphäre sadistischer Grausamkeiten und den stupiden subalternen Geist bürokratischer Enherzigkeit und Beschränktheit zeigt.

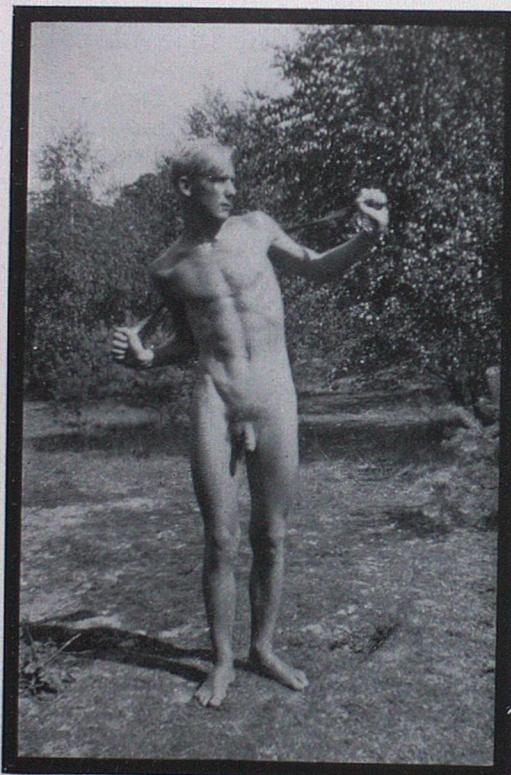
Diesen Kampf überlassen wir von jetzt ab ausschließlich den edlen Volksvertretern, die nach einer 30jährigen Aufklärungsarbeit das Unrecht und die Gemeingefährlichkeit des § 175 immer noch nicht kapiert und begriffen haben und die sie wahrscheinlich bei ihren Lebzeiten auch nicht mehr begreifen werden — sowie den skrupellosen Nutznießern der Prostitution, die geistig und moralisch mit diesen edlen Herrschaften auf einer Stufe stehen — die niemals auch nur einen Finger gerührt haben, den verrückten Gesetzesparagraphen zur Ausübung aller möglichen privaten und politischen Erpressungsmanöver vernünftigerweise endlich abzuschaffen — und die immer nur — bis zum letzten Augenblick — ganz gewissenlose Freibeuter unseres Kampfes waren und unwürdige Ausnutzer aller großen moralischen Erfolge, die wir hatten.

Leider ist ja der größte Teil der Homoeroten selber, auch wenn er die Ideale der Freundschaft und Freiheit immer hoch

gehalten hat, politisch gar nicht reif für diesen Kampf. — Denn unsere Leute haben es niemals eingesehen, daß die Abschaffung des § 175 eine politische Angelegenheit ist, die selbstredend auch nur durch Anwendung politischer Einflüsse und Machtmittel durchzuführen geht. Es fehlte ihnen vor allen Dingen der richtige Kampfgeist. Nämlich die Freude am Kampfe über jeden moralischen Erfolg, über jeden Schritt breit, den wir in der Achtung der andern Menschen vorwärtskommen. Es fehlte ihnen außerdem jede großzügige Opferbereitschaft, sowie die unbedingte Treue und Zuverlässigkeit, wie sie zum Beispiel die Arbeiterkreise haben. Und es fehlt ihnen sogar das Allerwichtigste: das einfache, schlichte Mitverantwortlichkeitsgefühl, das sonst in anderen ähnlichen Bewegungen überall stark lösbar ist.

Denn viele Tausende, die an diesem Kampf persönlich irgendwie interessiert sind, melden sich Jahr für Jahr und Tag für Tag und lassen sich Probenummern unserer Zeitschriften und das Programm unserer Bestrebungen schicken, ohne unsere Arbeit und unsere Organisation — und wäre es auch nur durch ein kleines und ganz bescheidenes Zeichen ihres guten Willens — irgendwie zu unterstützen. Es kommt ihnen überhaupt nicht

zum Bewußtsein, daß es hier um ihre eigene Liebe, Ehre und Freiheit geht, weil sie durchweg sehr oberflächlich sind — und die es erkennen, denen ist allem Anschein nach der ganze Kampf vollständig piepe, weil sie sich nur amüsieren wollen — weil ihnen nur Tanzrummel, blöder Sinnenkitzel und sentimental Kitsch gefällt — und weil sie in unseren Blättern etwas ganz anderes suchen, als die Hochhaltung der Idee, die uns die Achtung der



Welt erobern soll und die uns in den Herzen aller geistigen Menschen überhaupt allein vorwärts bringt! — —

So war es auch trotz der vielen reichen Männer, die gerade unter den Homoeroten vorhanden sind, leider erst recht nicht möglich, durch freiwillige Zuschüsse fortlaufend größere Geldmittel aufzubringen, ohne die ein solcher Kampf, der gegen eine ganze Welt von Feinden und Vorurteilen gerichtet ist, selbst beim besten Willen einfach nicht durchzuführen geht — wenn und so lange aus kleinbürgerlicher Einstellung heraus die Anwendung politischer Druckmittel seitens der Führung grundsätzlich ausgeschlossen ist. Und so mußte die Stoßkraft des Führers und seine persönliche Initiative bei jeder wichtigen Aktion immer an dem Mangel finanzieller Hilfe scheitern. —

Das war bei dieser Gelegenheit ausdrücklich festzustellen. Und so bleibt nur die Frage: ob es da überhaupt noch einen Sinn hat, diesen Kampf fortzusetzen?

Ich selber kann jedenfalls nicht mehr länger die ungeheuren Kosten dieses Kampfes immer nur aus meiner eigenen Tasche tragen und nicht mehr wie bisher mit weiterer restloser Ausnutzung meines persönlichen Kredites dienen, da die großen Schulden, die ich im Interesse unseres Kampfes machen mußte, schon während der letzten 3 Jahre meine ganze Arbeit lähmten — und so stehe ich darum heute vor der eisernen Notwendigkeit, um die Verschwendug und Vergeudung kostbarer Zeit, teurer Geldmittel und wertvoller Arbeitskraft meinerseits in Zukunft zu verhindern, diese ganze aussichtslose Art des Kampfes für die Abschaffung des § 175 von jetzt ab einfach nicht mehr mitzumachen.

Ich habe bereits an anderer Stelle gezeigt — und zwar in meiner Schrift „Gegen die Propaganda der Homosexualität“ — durch wessen Schuld die Sache des § 175 so gründlich verfahren ist. Und ich habe heute das letzte und einzige Mittel angegeben, daß nach dieser Richtung hin endlich wirklich zum Ziele führen wird. —

Aber auch dieses Mittel ist eine Geldfrage, neben einer Sache des persönlichen Mutes, an dem es mir nie gefehlt und nie gemangelt hat. —

Schließlich habe ich Wichtigeres und Besseres zu tun, als mich damit abzuquälen, den Karren der homosexuellen Bewegung wieder aus dem Dreck herauszubringen und mich noch weiter in meinen Blättern mit dem Mist der deutschen Gesetzgebung zu befassen.

Darum habe ich das Erscheinen des EROS bereits vollständig eingestellt, während DER EIGENE nur noch für diejenigen weiter heraus kommt, die unsere Bestrebungen und ihre Bedeutung richtig verstanden haben und die unsere Arbeit und unsere Opfer

als Menschen und Männer auch wirklich wert gewesen sind. — Denn nicht die Abschaffung des § 175 ist unser großes Ziel, sondern die sittliche und soziale Wiedergeburt der Freundesliebe — ihre Wiederanerkennung seitens des Staates und seitens der Gesellschaft als Kulturfaktor, und die Ausnutzung ihrer moralischen Kraftenergien für Haus und Schule, für Volk und Vaterland — um auch bei uns wieder männlichen Sinn und Geist, männliche Kraft und Schönheit und männliche Freiheit und Größe zu erreichen, wie einst in Griechenland. —



Es war an einem Sommertag

Von Karl Alexander Bästlein

Es war an einem Sommertag,
Ein Tag so voller Sonnenschein,
Als ich zu Deinen Füßen lag
Mit unserer Liebe ganz allein.

Wir sahen nicht der Blumen Pracht,
Schauten uns nur in die Augen tief;
Es hat die Sonne froh gelacht
Und alles Leid im Herzen schlief.

Doch war für Dich es bloß ein Spiel,
Wolltest mein Bitten nicht verstehn;
Und als das erste Herbstlaub fiel,
Mußte ich wandern und von Dir gehn!



Der Freund

Von E. G. H. Chauve

Laß uns noch einmal die stillen Wege gehn,
Die wir früher oft zusammen gingen;
Wenn die Vögel nun auch nicht mehr singen,
Wird doch durch die Bäume wild der Herbstwind wehn.

Beide fühlen wir das gleiche Weh und Glück,
Halten an den Händen uns beklommen —
Nein, die Zeit hat Dich mir nicht genommen!
Aber nicht ein Tag, der war, kehrt je zurück.

Sind wir beide nicht wie Berg und See und Wald?
Ich hab mich in Dich hineingeboren,
Du in meiner Landschaft Dich verloren —
Und wir wachsen — und wir werden niemals alt.

DER EIGENE

Ein Blatt für männliche Kultur

Herausgeber

ADOLF BRAND

DER EIGENE / 9. Jahrgang / gebunden / 12,— Mk.
DER EIGENE / 10. Jahrgang / 2 Bände / grün Leinen / 25,— Mk.
DER EIGENE / 11. Jahrgang / gebunden / rot Leinen / 15,— Mk.

Der EIGENE bringt in jedem Heft
fortlaufend Kö pfe und Aktstudien
schöner Knaben, Jünglinge und Männer

Probenummern
des EIGENEN werden kostenlos nicht mehr verschickt

Ein Probeheft DER EIGENE

1 Mark

Das Porto für Briefversand in Berlin	0,15 Mk.
" " für Briefversand im Reich	0,30 Mk.
" " für Briefversand ins Ausland	1,— Mk.
" " für Drucksachenversand	0,15 Mk.

Postlagernd wird grundsätzlich nichts verschickt

Wer nicht zuhause in seiner Wohnung unsere Post empfangen kann, besorge sich bei seinem Postamt, bitte, für wenige Pfennige eine Postlagerkarte, an die dann alle Sendungen gehen werden

Alle Zahlungen sind auf das Postscheckkonto
Nr. 51257 in Berlin NW 7 zu leisten

DER EIGENE

wird nur an Mitglieder der Gemeinschaft der Eigenen
geliefert und ist im Handel nirgends mehr zu haben

ADOLF BRAND / VERLAG / DER EIGENE

Berlin-Wilhelmshagen, Bismarckstraße 7

Nr. 1

INHALTSVERZEICHNIS

1. Briefe und Dokumente angesehener Zeitgenossen
2. Jugendburg Ludwigstein / Von Heinrich Beck
3. Nestabend der Wandervögel / Von Anatol Habicht
4. Narocz / Von Werner Lürmann
5. Gasi / Von Peter Stein
6. Protest der Prominenten gegen die geplante Beibehaltung und Verschärfung des § 175
 11. Fürst Wrede
 12. Rudolf von Delius
 13. Dr. Erich Ebermayer
 14. Fidus
 15. Dr. Fritz Dehnow
 16. M. Müller-Senftenberg
7. Das Ende unseres Kampfes für Abschaffung
des § 175
 - Eine Forderung von Hans Natonek
 - Ein Schlußwort von Adolf Brand
8. Es war an einem Sommertag / Von K. A. Bästlein
9. Der Freund / Von E. G. H. Chauve
10. Bildschmuck / Bilder vom Ludwigstein - S. 6, 7, 8, u. 9
Gruß aus Schweden - S. 15 / Gruß aus Guatemala
S. 20 / Aufnahmen von Max Miede - S. 13, 21, 23,
27 u. 30 / Aufnahme von Bruno Kroll - S. 26